

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-  
lich eine Nummer von in der Regel  
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des  
ganzen Jahrgangs von 52 Nummern  
5 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene  
Petitzeile 1 Ngr. — Abonnement neh-  
men alle Postämter, Kunst- und Buch-  
handlungen an Vom Verleger direct  
bezogen kostet der Jahrg. nur 5 Thlr.

Abend.



Zeitung.

Sechsendreißiger Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 4.

Donnerstag, am 22. Januar.

1852.

### Eine Sängerin.

Novelle.

(Schluß.)

**H**ier sagen Sie mir, mein liebes Fräulein von Baumgarten, warum die schöne Sängerin, Fräulein Palm, so plötzlich abgereist ist, sie war doch für den Winter engagirt?"

„Ja,“ entgegnete das Fräulein, mit einer gewichtigen Stimme, „darüber kommt man nicht in's Klare; einer sagt, sie sei mit ihrem Geliebten gereist, ein anderer, sie habe es nöthig gehabt, ja man will gesehen haben, wie sie sich den letzten Abend an die Coulisse gehalten habe, vor Ermattung.“

„Das klingt freilich verdächtig, denn sie war ja so jung und ganz gesund, nun die Schauspielerinnen sind nie Tugendheldinnen gewesen. Der Director soll aber ganz außer sich sein, sie hat immer ein volles Haus gemacht, und wo soll er gleich wieder eine herbekommen.“

„Ja da haben Sie recht, meine liebe Frau Baronin, sie soll zwar einen artigen Brief an den Director geschrieben haben, was aber hilft das.

Nun da werden wieder viele von den jungen Herren trauern.“

Dieses Gespräch wurde in einer Ecke des Saales des Falkensteinischen Hauses geführt, wo heute eine große Gesellschaft versammelt war, da man die Verlobung der jungen Gräfin Helene mit dem Freiherrn Otto von Sternberg feierte.

Ein heiteres Lächeln der Gräfin Mutter zeigte, wie wohl sie sich befand, wie befriedigt heute ihre Eitelkeit war, ihre schöne Tochter mit den lebenswürdigen Freiherrn verlobt zu sehen. Sie hatte sich bald mit dem Geschmack Helenen's versöhnt, denn der Freiherr war ja höheren Ranges als der Major, dieses war genug, ihm in ihren Augen den Vorzug zu geben. Otto stand ernst und finster neben seiner Braut, die im Gespräch mit einer Dame war, sein Gesicht war nicht das eines glücklichen Verlobten. Als er den Morgen Camilla verlassen, war er tiefer von der Sache bewegt gewesen, als es schien: sein Kind nicht gesehen zu haben. Der Stolz Helenen's, der ihm Alles verschwiegen hatte, ägerte ihn im ersten Augenblick, indem er ein Recht darauf zu haben glaubte und doch freuete er sich auch wieder über die Seelenstärke derselben. Er liebte Helenen nicht mehr, aber er achtete sie jetzt

höher als früher. Sich zu verheirathen, war ihm ein fürchterlicher Gedanke, und doch war noch ein Funken von Ehre in ihm, der diesen Ausgang als den einzigen ihm bezeichnete. Er würde sich vielleicht nicht so schnell entschlossen haben, seine Freiheit zu opfern, wenn nicht seine zerrütteten Vermögensumstände eine Verbindung mit der reichen Gräfin sehr wünschenswerth gemacht hätten. Er hoffte auch Camilla, die er wirklich sehr liebte, dennoch oft sehen zu können, und daß durch seine Vermählung dieses Verhältniß nicht gestört werden würde. Nach reiflicher Ueberlegung aller Umstände hatte er den Schritt gethan, der Helene jetzt beglückte. Er warb um ihre Hand, ihr Vater hatte den Bitten seiner Tochter nachgegeben und in kurzer Zeit sollte die Vermählung des jungen Paares stattfinden.

Der finstere Ernst Otto's mochte seinen Grund in dem plötzlichen Verschwinden Camilla's haben. Den Morgen nach ihrer Unterredung hatte er ihre Thüre verschlossen gefunden und mit dem Bescheid, daß Fräulein Palm diese Nacht schon abgereist sei, einen Brief erhalten, in welchem sie mit wenigen Worten ihm für immer Lebewohl sagte.

Er hatte Camilla nicht heißer geliebt, als andere, aber daß sie sich ihm entzog, sie ihn verließ, wo bisher er nur immer verlassen hatte, dies verstärkte seine Liebe, indem es seine Eitelkeit verletzte und er dachte oft schmerzlich an sie zurück. Er erfuhr jedoch nicht, wohin sie gereist sei, sie hatte somit jede, auch die entfernteste Verbindung aufgelöst.

Helene glich einer jungen Rose, die unter dem warmen Strahl der Maisonne ihr Köpchen frei erhob. Wurde doch endlich ihrem Stolze Genüge geleistet, konnte sie das schwergesenkte Auge bald frei wieder erheben. Ihr Herz klopfte leichter bei diesem Gedanken, war doch das Gespenst der Angst, ihre Schande gestehen zu müssen, verbannt, und ihr reizender Mund lächelte heute so süß, sie sah so strahlend von Glück aus, daß von allen die schöne Braut bewundert ward. Nur eins schmerzte sie, daß sie ihr Glück nicht Camilla mittheilen konnte, die sie so herzlich immer geröstet. Arme Camilla! dies Glück zu sehen, hattest Du nicht Kraft genug, darum gerade entflohest Du! —

Der Schnee fiel in dichten Flocken herab und hüllte die Erde immer tiefer in ihr Winterkleid ein,

als eines Morgens an der Thür der großen Kirche zu St. Pauli ein einfacher Wagen hielt, aus welchem eine tief verschleierte Dame stieg und schnell in dem Halbdunkel der Kirche verschwand.

Eine halbe Stunde später schreckte das Rasseln mehrerer Wagen die Dame von ihrem Betschemel auf, wo sie lange gekniet, ohne jedoch ihren Schleier zu lüften. Sie zog sich in den Schatten einer Säule zurück, indem sie die ankommenden Personen an sich vorüber gehen ließ, ohne gesehen zu werden.

Bei dem Eintreten dieser Personen erklang die Orgel und der Gesang der Chorknaben. Ernst und feierlich schritt der Graf von Falkenstein mit seiner Gemahlin durch die Kirche, ihnen folgte das junge Paar, die heute die heilige Weihe der Ehe erhalten sollten. Der Freiherr ging ruhig und festen Schrittes, indem er seine schöne Braut stützte. Ihnen folgten die nähern Verwandten und Gäste.

Als das Brautpaar an der Säule vorüber ging, hinter welcher die verschleierte Dame stand, glaubten Beide einen unterdrückten, leisen Schrei zu hören, da sie jedoch nichts sahen, gingen sie ruhig weiter. Die brennenden Kerzen auf dem Altar, vereint mit dem schwachen Lichte eines düstern Decembertages, das durch die bunt gemalten Kirchenfenster noch gedämpft wurde, gaben eine magische Beleuchtung. Der Duft des von den Chorknaben geschwungenen Weihrauchkessels verbreitete sich in der Kirche.

Der Gesang schwieg, eine feierliche Stille herrschte, ernst knieete das Brautpaar an dem Altar, Helenen's schönes Gesicht war bleicher als sonst, der weiße Atlas ihres Kleides bedeckte die Stufen, der lange, feine Schleier umgab wie ein Nebel die ganze Gestalt. Der reichblühende Myrthenkranz, den Camilla ihr mit herzlichen Worten gesendet und den sie heimlich mit dem öffentlich erhaltenen vertauscht, war tief in die schönen Locken gedrückt. Es hatte manche Thräne Helenen's die Blüthen desselben berührt, es hatte manch' schmerzlicher Gedanke ihr Herz durchzittert, ehe sie ihn aufgesetzt.

Während aller Augen der Versammlung auf die heilige Handlung gerichtet waren und sie keinen Blick derselben zu fürchten hatte, war der Schleier von dem Gesicht der Dame, die noch immer unbeweglich an die Säule gelehnt stand, verschwunden und wir erkennen die Züge Camilla's.

Alle ihre Gefühle schienen in diesem Augenblick auf ihrem Gesicht ausgeprägt zu sein, dasselbe hatte einen so rührend, schmerzlichen Ausdruck und doch umspielte ein wehmüthiges Lächeln ihren Mund, das durch den frommen Blick ihrer Augen, die mit der tiefsten Ergebung und Resignation auf dem Brautpaar ruhten, noch erhöht wurde.

Bei dem lauten Ja, das in diesem Augenblick von Otto und Helene ausgesprochen wurde, presste Camilla ihre Hände fest gegen das Herz, es war das letzte Wort, was sie aus Otto's Munde vernahm.

Als die Einsegnung vorüber war und alle die Kirche verlassen, die neugierigen Zuschauer sich an den Wagen drängten, die schöne Braut noch einmal zu sehen, hatte Camilla schnell den Altarplatz überschritten, und sank auf den Stufen desselben, wo wenige Minuten vorher Otto gestanden, halb ohnmächtig zusammen.

Die Kirche war leer, eine heilige Stille herrschte und kein menschliches Wesen unterbrach Camilla in ihrem heißen Gebet, ihrem tiefen Schmerz. Wenige Minuten nachher raffte sie sich auf, nahm eine, vielleicht von Otto zertretene Rose von den gestreuten Blumen auf, und verließ wankenden Schrittes die Kirche. Das Rollen ihres Wagens verhallte in den großen Bogengängen. Camilla war den Abend nach der Oper, wo wir sie zuletzt verlassen hatten, nach L. . . . zu ihrem treuen Freund und Lehrer, dem Professor Ludwig gereist, wo sie jedoch nur wenige Tage geblieben, da ihr derselbe Arbeit als den besten Trost in Leiden empfohlen. Sie reiste weiter und gab in W. . . . Gastrollen, wo sie sich auch fest engagierte, nur mit der Bedingung, vorher erst noch eine Reise von einigen Tagen zu machen. Der Zweck dieser Reise war nur der Vermählung Helenen's mit Otto beizuwohnen. Sie kehrte jetzt nach W. . . . zurück, wo sie mit unergündlichem Fleiß ihren Studien nachhing, um darin Zerstreuung und Vergessenheit ihres Schmerzes zu finden.

Mehrere Jahre mochten seit der Trauung in der St. Paulskirche vergangen sein, als der Freiherr von Sternberg finster vom Pferd stieg und die Allee seines Parkes durchschritt, die nach dem Pavillon

führte, in welchem seine Gemahlin sich befand. Bald hatte er denselben erreicht, Helene kniete vor einem auf der Erde sitzenden Kinde, was sie mit freudestrahrenden Augen betrachtete; sie fand ja in diesem kleinen Wesen ihr ganzes, aber auch ihr einziges Glück. Nachdem Otto kalt „guten Abend,“ gesagt, warf er sich in den Lehnstuhl. Kein Blick fiel auf das reizende Kind zu seinen Füßen. Helene stand auf, indem sie freundlich Otto begrüßte.

„Du bist sehr lange ausgeblieben!“

„Lange? vier Tage, das nennst Du lange?“

„Die Begriffe von Zeit, sind verschieden“ erwiderte Helene ruhig.

Otto's kalter, spottender Ton drängte jedes warme Gefühl in ihr Herz zurück, sie blieb dennoch immer freundlich, um frei von aller Schuld zu sein.

Aber die sanfte Gattin konnte Otto nicht beglücken, hätte er einen Kampf mit ihr zu bestehen gehabt, dies würde wenigstens sein Interesse aufrecht erhalten haben, wenn auch seine Liebe längst verschwunden war. Die Sanftmuth seiner Gemahlin aber langweilte ihn und er wurde mit jedem Tage gleichgültiger. Otto war nicht glücklich, er hatte die Liebe, das einzige himmlische Gut des Menschen, welches ihn wie ein Engel durch das ernste, oft trübe Leben führt, in der Jugend vergeudet, hatte mit den Gefühlen gespielt, und der Gott der Liebe rächte sich an ihm. Die Leidenschaften waren mit der ersten Jugend vergangen, die wahre ausdauernde Liebe aber kannte Otto nicht, und es blieb ihm jeder Trost derselben versagt. Die Vergnügungen der Welt, welche ihn früher zerstreut und entzückt hatten, langweilten ihn jetzt. Was den Jüngling beglückt, konnte den Mann nicht befriedigen. Sein Gemüth war zerstört, seiner Seele fehlte der Frieden.

„Wie geht es meiner Mutter?“ frug Helene nach einer Pause, „bringst Du mir keinen Gruß von ihr?“

„So viel ich gehört habe, befindet sie sich wohl, ich habe sie nicht gesehen, da ich nicht dort war.“

„Du warst nicht dort? — in vier Tagen nicht bei meinen Eltern?“ —

„Nein, ich hatte zu viel zu thun, was ist da zu wundern?“

„Hast Du das neue Ballet gesehen?“


„Ja wohl, die Ausstattung war brillant und die B... tanzte ausgezeichnet, sie sah reizend aus.“

Es gelang Helene nicht durch die schnelle Wendung ihres Gesprächs Otto in Verlegenheit zu bringen. Die Tänzerin war ihm interessanter als seine Schwiegereltern, er schien Helenen's Absicht gar nicht zu bemerken. Da entfiel das Spielzeug des Kindes seinen Händchen und zerbrach, es fing an zu weinen, der Freiherr sah ärgerlich das Kind an, das Geschrei war ihm zuwider. Helene den Blick Otto's bemerkend nahm das Kind auf, indem sie es küßte und den Seufzer, der sich ihrem gepreßten Herzen entwand, in diesem Kuß zu ersticken suchte. Arme Helene, sie mußte das Vergehen ihrer Liebe ihr ganzes Leben hindurch büßen. Doch war sie es nicht allein, welche durch Otto litt. — In dem glänzenden Salon des Barons Fernau in W... stand Camilla am Flügel, die zahlreich anwesende Gesellschaft lauschte ihren lieblichen Tönen, man erwartete mit Spannung das Ende des Gesanges, um der gefeierten Künstlerin seine Huldigungen darzubringen. Camilla war schön und ihr reicher und geschmackvoller Anzug ließ sie diesen Abend als die Königin des Festes erscheinen. Bei den Ehrenbezeugungen und der reichen Anerkennung ihres Talentes schwebte ein Lächeln auf Camilla's Lippen. Ein scharfer Beobachter hätte sich jedoch von diesem Glanz nicht blenden lassen, das Lächeln war matt, es war eine erzwungene Bewegung der Muskeln ihres Gesichts; dieses Lächeln war nichts als ein Schleier, welcher der Welt ein gebrochenes Herz verbarg.

E. Dberg.

## Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

ie Trauung begann und die Kirche war leider so besetzt, daß August und Langensfeld, welche sich beide verspätet hatten, keinen andern Platz erhielten, als im Schiff der Kirche, das gedrängt voll war und ihnen jede Aussicht auf das Brautpaar benahm. August vernahm jedes Wort der salbung-

reichen Traureden, und schon erschien der Augenblick, wo die Ringe gewechselt werden und auf die Frage des Priesters die Bejahungen ertönen. Auf diesen Moment hatte der Liebende gewartet, er konnte Louisen nicht sehen, daher wollte er die Stimme ihres Herzens vernehmen. Die Ringe waren gewechselt, die Frage des Priesters endete, da — tönten zwei laute Ja's mit klarer, reiner Stimme; er hatte den Ton seiner heißgeliebten Louise gehört, ihre Stimme hatte nicht gezittert, rein und hell, ihm sehr verständlich hatte ihr Ja geklungen, und er sollte nicht verzweifeln?! So war es denn wirklich Wahrheit, was er bisher für ein Märchen gehalten; Louise, die Jugendfreundin, die innig Geliebte, hatte ihren Schwur gebrochen, sie suchte in den Armen eines Wüßlings das Glück, welches ihr das Schick'al in August's Armen versagte; sie konnte, aber sie wollte nicht zurücktreten. Wo ist der Vater, welcher in unsern Zeiten das Jawort seiner Tochter erzwingen könnte? Louise hatte den Jugendfreund, hatte den Gegenstand ihrer ersten, heißen Liebe vergessen, sie liebte den Baron, denn wie war es anders — möglich, mit ihm vor Gottes heil'gen Altar zu treten! — Unter solchen Gedanken eilte August seiner Wohnung zu, während sich Langensfeld entfernt hatte, seinem Freunde Postpferde zu bestellen, um ihn je eher je lieber nach B... zu expediren, denn die Residenz war eine Marterkammer für den unglücklich Liebenden, in der jeder Stein des Straßenpflasters, den er in glücklicheren Zeiten betreten, wie glühendes Eisen auf ihn wirkte. Im Hotel trafen beide Freunde wieder zusammen und August fand Langensfeld's Plan, den Ort, wo ihm die Pforten der Liebe verschlossen waren, sobald als möglich zu verlassen, sehr passend. — „Hat Louise, wie Du glaubst,“ fing Langensfeld an, „dem Baron freiwillig und mit Liebe ihre Hand gegeben, so wird der Meineid ihr schon die Wonne der Ehe versalzen, glaube mir: der Schwur, den sie Dir gebrochen, bringt ihr alsdann wahrhaftig keinen Segen; hat sie sich aber, vielleicht aus Rücksichten, in das Joch der Ehe beugen lassen, und trägt sie Dein Bild noch im Herzen, so tröste Dich mit dem Sprichwort: alte Liebe rostet nicht! den Herrn Baron holt bald der Teufel, damit er Zeit genug hat, bis zum jüngsten Tage für seine Sünden zu büßen!“ — „Der

„letzte Fall ist unmöglich,“ erwiderte August, — „Louise sprach ihr Ja vor dem Altar viel zu laut und deutlich, sie war unbefangen und hätte sie in dem Augenblick meiner gedacht, so hätte ihr die Stimme versagen und eine Dohnmacht die Trauung unterbrechen müssen.“ — Die Postpferde kamen und erinnerten die Freunde, daß es Zeit zum Scheiden sei. August schrieb schnell die Worte: „Ferne trennt wahre Liebe nicht!“ welche Louise ihm einst bei der Trennung ins Stammbuch geschrieben hatte, auf einen Zettel, und bat Langensfeld, diesen, wo es ihm möglich sei, Louisen einzuhändigen. — Der Wagen fuhr vor und die nächste Viertelstunde fand unseren Freund schon auf der Straße nach B. . . . . — Wir wünschen ihm eine glückliche Reise und empfehlen ihn ferner der Aufmerksamkeit unsrer geehrten Leser. Seine Freuden und Leiden mag unser Held, wie im ersten Kapitel angefangen, nun selbst erzählen.

„Behmüthig erblickte ich in der Ferne die Thürme von B. . . . ., der alte Dom strahlte majestätisch hervor und erinnerte mich an das in süßer Hoffnung verlebte Jahr, welches ich in seiner Nähe zugebracht, an die herrlichen Predigten, welche mich so oft in seinen Hallen getröstet und gestärkt hatten — jetzt war ja Alles ganz anders, wie wunderbar beliebte das launische Fatum mit mir verfahren, ich sah mich verlassen, beraubt des Schönsten, was der Mensch auf Erden sucht und findet, mein Talisman war mit genommen und mit ihm die Ruhe meines Herzens. Durch die finstern Thore und Wälle fuhr ich in die Festung B. . . . ., wie der dem Himmel Verlobte in die Pforten des Klosters, die ihn von der fröhlichen freien Welt trennen, von dem lauten Getümmel der Menschheit scheiden sollen. — Der Tag wechselte mit dem Abend und das eben eintretende Dunkel war mir gerade recht, um durch mein trübes Gesicht den vorbeieilenden Bekannten nicht gleich das Geheimniß meines Herzens aufzuschließen. Angelangt in meiner Behausung, fand ich nichts Neues, als den Komödientettel, der mir das Auftreten der hier neu engagirten Sängerin Francelly im Freischütz meldete. Schon vor meiner Abreise hatte ich gehört, daß dieselbe für die Oper auf den Winter engagirt sei, und ihre Laufbahn auf unsrer Bühne antreten würde. Ich kam früh genug wieder, um Zeuge ihrer Debüt-Rollen sein

zu können, und eine Agathe, welcher der Ruhm von Schönheit und Anmuth, der Ruhm von Kunstfertigkeit einen Weg in Thaliens Tempel, wie in das Herz eines jeden jungen Mannes gebahnt hatte, war schon eines Theaterganges, so schwer er mir bei meiner Stimmung auch wurde, werth. — Der erste Akt war mit seiner lieblichen Musik vorüber, und meine Stimmung dieselbe, als wiederum der Vorhang aufrollte, und eine Agathe da saß, wie sie kein Meißel formen, kein Pinsel malen, keine Feder beschreiben kann. Alles, was je Schönheit, Anmuth, Liebenswürdigkeit im Vereine bildeten, erschien hier in der reizenden Jägerstochter. Erstaunt war das Heer der Anbeter, welche der vorangeeilte Ruf ihrer Schönheit hergelockt hatte, und als die Pause des ersten Eindruckes vorüber war, rührten sich Aller Hände und der laute Applaus tönte der Holden muthig entgegen. Schon stand sie auf, schlank wie eine Tanne gewachsen, krönte das dunkle, braune Haar ihr Haupt und hob den holden Alabasterschnee ihrer Haut um so mehr hervor, Rosen blüheten auf ihren Wangen und zwei Demanten gleich strahlten ihre Augen, da öffneten sich die Purpurlippen und aus der entfaltenen Rose tönte, Philomelen gleich, die Stimme der Francelly zum Duett — Mein! hinter dem Alpenschnee dieses Busens, hinter den Rosen dieser Wangen, hinter dem Elfenbein dieser Zähne konnte kein Theatertrug verborgen, — das reizende Bild der Tugend konnte keine Larve, keine gewöhnliche Theaterunschuld sein. — Alles mußte Wahrheit, Alles gediegen, wie das Metall ihrer herrlichen Stimme sein! — Die Vorstellung gedieh zur Vollkommenheit, die einzelnen Gesänge der neuen Agathe wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen, und als sich am Schlusse nochmals Aller Hände rührten — rührten sich auch die Herzen und überlaut ertönte der Jubelruf: „Francelly!“ —

Eine unsichtbare Zaubermacht zog mich seit jenem Abende zu dieser jungen Künstlerin unwillkürlich hin; nicht der Glanz ihrer Schönheit allein war mächtig genug, das betrübte Herz zu fesseln; die Spuren einer stillen Behmuth, welche in ihren Engelszügen thronten, der Zauberreiz des schalkhaften Lächelns aufblühender Jugend, dieser mir bis jetzt noch neu, jene mir durch Sympathie verwandt, schienen mich ihr zu verbinden. — Ich suchte ihre

Bekannthschaft und leicht wurde es mir, durch meine Freunde bei der Bühne, ihr vorgestellt zu werden. Und wäre ich blind auf beiden Augen gewesen, wäre mir der hohe Genuß, in die strahlenden Augen dieses Engelsköpfschens zu blicken, entgangen, so hätte doch der Liebreiz, mit dem sie den Faden der Unterhaltung fortspann, der reine, kindliche Ton ihrer unbefangenen Seele, gleich dem stärksten Magneten, mich anziehen müssen. Nicht der Ton ihrer weisen Gelehrsamkeit, jener prangenden Klugheit, der dem schönen Geschlechte alle Weiblichkeit entführt — nein! der reine natürliche Verstand, der in den Rosengrübchen ihrer Wangen so schuldlos lächelte, hauchte Begeisterung in das Gespräch zweier sich fremden Menschen. Die stärkste Arznei der berühmtesten Aerzte hätte nicht so auf mich wirken können, wie die Unterhaltung mit diesem Mädchen; ich fühlte mich seit jenem Augenblicke freier, wohler, ich hatte wieder Sinn für Alles, was mich umgab, meine alte Munterkeit kehrte wieder zurück, ich wurde sogar dreist genug, mich glücklich zu nennen, wenn ich diesem idealischen Wesen gegenüber stand. — Je mehr ich sie kennen lernte, je mehr überzeugte ich mich, daß die Francelly wirklich das war, wofür ich sie hielt: — noch hatte sie mit der Theaterschminke die Farbe der Unschuld auf ihren Wangen nicht verwischt, noch war der klare Spiegel ihrer Seele nicht erblindet vom Hauche des Lasters, aber zittern machte mich der Gedanke an ihre Laufbahn, auf der so viele straucheln. — Das Vertrauen, welches sie mir bewies, kettete mein Herz bald fester an das ihre, und ich beschloß, sie als Schutzgeist auf dem schlüpfrigen Pfade zu leiten. Die Aufmerksamkeit, mit welcher ich jeden ihrer Schritte beobachtete, jeden ihrer Blicke verfolgte, die Anhänglichkeit, welche ich ihr durch besonderes Interesse für Alles, was sie betraf, bewies, und endlich, — meine Liebe, denn so weit war es mit mir schon gekommen, — meine Liebe, meine Zuneigung, die aus dem Allen, aus meinem ganzen Wesen ihr entgegen strahlte, theilte auch ihr die Empfindung des bewegten Herzens mit, und — bald fand ich Erwidern, bald lächelte mir das entzückende Glück der Gegenliebe, und in das verwundete Herz träufelte Amor den heilenden Balsam der Erhörnung.

Als ich eines Abends nach beendeter Vorstel-

lung die Francelly vom Theater nach Hause führte, fiel unser Gespräch auf die Kunst, auf den dornigen Pfad derselben, auf die Gefahren, jung und in solcher Lage allein da zu stehen, und wie das weiche Herz des lieblichen Mädchens vor dem Abgrunde, den es entdeckte, zurückschauderte, — wie Thränen des Schmerzes, sich so allein zu wissen, ihre himmlischen Augen trübten — brach mir das längst mürrische Herz, und indem ich des Engels Schwanenhand an meine Lippen zog, versuchte ich sie zu trösten. — „Auch ich stehe allein in der weiten, weiten Welt, auch ich suche Trost durch Mittheilung meines Kummers, auch mir nahm der Himmel, was ich, was mich liebte.“ — „Ja,“ unterbrach mich das liebliche Mädchen, — „ja, Sie stehen auf dem Pfade, welchen Ihr freier Wille von tausenden auserwählt, ich wurde durch Zwang auf den meinigen gebracht, damals war ich ein Kind, hatte Eltern, jetzt, wo ich um mich schauen und überlegen kann, erwacht in mir ein warnendes Gefühl, jetzt seh' ich die Klippen erst, welche drohen, mich zu verschlingen, und jetzt — bin ich verlassen, habe Niemand, Niemand, dem ich mich mittheilen könnte!“ — „O! gedenken Sie ihres Freundes, vertrauen Sie mir den Kummer ihres edlen Herzens, Alles will ich aufbieten, Sie zu retten, Ihnen zu helfen, verlassen Sie die Bühne!“ — „Wovon soll ich mich ernähren?“ erwiderte die Unglückliche — die Eltern hinterließen mir nichts, als die Stimme, mit der ich meinen Lebensunterhalt mir erwerben muß, und so habe ich keine Hoffnung, das Theater je verlassen zu können.“ — „Sie hinterließen Dir mehr, himmlisches Mädchen,“ fiel ich ihr begeistert in die Rede — „Sie hinterließen Dir ein kindliches Gemüth, ein reines Herz, Deine Unschuld zu bewachen, sie statteten Dich aus mit allen Reizen blühender Jugend, sie hinterließen Dir Schönheit, Anmuth — den größten Schatz: Tugend! Beschützt Dich dieser Talisman nicht auf dem gefährvollen Wege des Lebens? Sieht nicht Gott, der Allmächtige, herab auf die Hülflosen und sendet er ihnen nicht seinen schützenden Engel? — Ja, er sandte Dir einen Schutzgeist, Du liebliches Wesen, er sandte mich, Dich zu schützen, zu retten und — zu beglücken!“ setzte ich leiser hinzu. Thränen der Wehmuth, Thränen der Freude, benetzten, wie Tropfen Thaues die leuchtende Rose, die Wangen

des schönen Mädchens, und angelangt vor ihrer Wohnung fiel sie mir traulich, mit den herzlichen Worten, in die Arme: „gute Nacht, mein lieber, mein einziger, mein treuer Freund!“ Ich drückte entzückt einen feurigen Kuß auf die dargebotenen würzigen Rosenlippen und wiederholte innig: „Dein treuer Freund!“

Jener Kuß hatte die unbedeutende Scheidewand, welche bisher das laute Geständniß unster Herzen noch zurückgehalten, mit einem Male fortgerissen; ich war dem reizenden Engel jetzt mehr als Beschützer, Führer, Freund — ich war ihr einziger, treuer Freund, und, wie ich mir schmeichelte, der einzige Geliebte! Wie Minuten flogen mir die Stunden in ihrer Gesellschaft dahin, jede Stunde, die ich dem Geschäfte abmüßigen konnte, brachte ich in ihrer Nähe zu; der Tag wurde zur Ewigkeit, der Abend zur flüchtigen Sekunde! Führte ich sie vom Theater nach Hause, so schwelgten wir im süßen Gefühle, im reinen Himmel schuldloser Liebe, in dem küßlichen Stübchen meiner Francelly und haberten mit der flüchtigen Zeit, wenn uns Mitternacht erinnerte, daß es Zeit zum Scheiden sei. So vergingen mir Wochen und Monate im seligsten Rausche heißer Liebe, ohne daß ich an die Zukunft dachte, oder durch eine trübe Erinnerung an die Vergangenheit mich verstimmen ließ! Sündeten auch zuweilen einzelne Momente, in denen vielleicht ein junger Mann mit der Francelly mehr und vertraulicher gesprochen hatte, als ich es wünschte, die Fackel der Eifersucht in meinem Herzen an, so loderte doch die Flamme der Liebe zu meiner Francelly viel zu rein und zu stark, um dem unedleren, verzehrenden Feuer nachzugeben. Ein Blick des himmlischen Mädchens war hinreichend, mich zu trösten, wenn ich mit der wüthenden Leidenschaft kämpfte, die ein Heer unbegünstigter Liebhaber in mir hervorgebracht hatte. Würze aber war ein solches Intermezzo unsrer süßen Liebespeise, und ein so kleiner Zwist enthüllte uns oft erst die größten Reize der Liebe. Blickten auch die Himmelsaugen meiner Holden einmal gnädig auf einen Erdensohn hinab, und der Thor wähnte sich glücklich, so mußte ich, trotz des innern Kampfes, doch lachen, denn liegt auch in den Blicken die Liebe, so ist ja immer noch ein großer Unterschied zwischen Blick und Blick.

Uns're Blicke waren die, welche der Welt für's Erste noch geheim blieben.

Noch immer blüdete der Lenz meiner Liebe und schon kehrten die Nachtigallen zurück, welche mich jüngst bei ihrem Abschiede so traurig, so klagend gefunden, schon begann der belebende Frühling die schlummernde Erde zu wecken, — da sollten die feindlichen Stürme verheerender Leidenschaft die duftende Blüthenzeit unsrer Neigungen zerstören, — da sollten wilde Orkane die Rosen zerknicken, welche bisher nur der kosende Zephyr umspielt hatte, — die wilde Macht tobender Eifersucht stürmte heran, mir den nahen Sommer meines Glückes zum erstarrenden Winter zu machen. Ich war zum Ball bei dem Präsidenten von M. . . . eingeladen, und nur die Gewißheit, meine Francelly dort zu finden, konnte mich bewegen von der Einladung Gebrauch zu machen. Als ich in den Tanzsaal trat, fand ich die geschäftige Jugend schon in voller Arbeit, Paarweise durchströmten, vom Takte des schnellenden Walzers getrieben, die Tanzlustigen den Saal, auch die Francelly tanzte schon und, wenn ich mich nicht irrte, mit — einem Offizier. Der Walzer hatte geendet, und ich ging jetzt, der Geliebten meinen heimlichen Gruß zu bringen, — sie dankte mir kurz, was ich jedoch auf die Blicke schob, mit denen man uns gerade umspähete. Als ich mir aber die Ehre zum nächsten Tanze ausbat, und sie mich gleichgültig antwortete: „ich bin schon versagt, der Herr Hauptmann,“ indem sie auf denselben Offizier zeigte, welcher vorher mit ihr getanzt hatte, „hat bereits mein Wort — kommen Sie künftig früher!“ — da konnte ich das höllische Feuer in meinem Herzen nicht mehr bändigen, das wilde Element verzehrte jede sanfte Empfindung, und taumelnd verließ ich den Saal. Ich wollte mich rächen und den Ball ganz verlassen, doch ein flüchtiger Blick, den mir die schlaue Francelly zuwarf, welche die Bewegung des Herzens in meinen Zügen las und mein Vorhaben ahnen mochte, hieß mich bleiben. Ich benutzte die Zeit, den Tänzer meiner Geliebten während des Walzers zu analysiren: ein schön gewachsener Mann, welcher die besten Jahre bald beendet hatte, daher er dem Alter wohl näher als der Jugend zu sein schien; bei dem großen Haffe, welchen ich gegen ihn, als meinen Nebenbuhler, hegte, mußte ich ihm doch etwas

Schönheit lassen, die Blut früherer Leidenschaften hatte das Interessante seiner Züge nicht verwischt und sein Wuchs strahlte stolz hervor. Ja, ich mußte sogar zugeben, daß der nicht mehr junge Mann doch dem jungen Mädchen gefallen könne. — Auch dieser Tanz war beendet, und eben wollte ich die Pause benutzen, mit ihr zu sprechen und sie um den nächsten Tanz, einen Cotillon, bitten, als der Präsident mit den Worten zu mir trat: „Lieber Löwen, Sie wünschten ja wohl dem Ober-Landes-Gerichts-Rath v. Brecher vorgestellt zu sein, der gute Mann kann Ihnen nützen, kommen Sie, ich werde Sie präsentiren.“ Nolens volens mußte ich dem Präsidenten, den ich nebst dem Ober-Landes-Gerichts-Rath jetzt in den Dekus hinabwünschte, in das Nebenzimmer folgen, wo Herr v. Brecher nach der Vorstellung mit mir ein langes Gespräch über die Stufenleiter unsres vielseitigen Zus anknüpfte und seine Vorträge über die praktische Laufbahn eines Juristen so lange fortsetzte, bis ihn ein dicker Colleague zum Bostontische abrief. Als ich wieder in den Saal trat, hatte der Cotillon begonnen, und die untreue Francelly schwebte abermals mit fröhlicher Miene an der Seite des Hauptmanns dahin. Verzweiflungsvoll klemmte ich mich in eine Fensterecke, um dem teuflischen Spiele des Rivals wenigstens zuzusehen, und später von ihm Rechenschaft fordern zu können. Die verschiedenen Touren des Tanzes wechselten rasch und der Augenblick, wo die verlassene Dame sich einen Herrn sucht, entschied für mich, die Francelly eilte zu mir und indem sie mich in den weiten Kreis zog, lispelte sie mir lachend zu; „mein Tänzer walzt göttlich, er ist leicht wie ein Zephyr! Ich fliege an an seiner Hand.“ — Blei senkte sich bei diesen Worten in alle meine Glieder und indem ich ihr spöttelnd erwiderte: „so leichte Waare gefällt ja den Damen immer wohl!“ folgte ich ihr zum Tanze. Wie ein Mühlstein wälzte ich mich langsam fort und dachte nicht daran, daß der Werth meines Nebenbuhlers dadurch nur gesteigert wurde; kaum aber endete die Tour, so rief ich der Untreuen leise in's Ohr: „fliegen Sie nur mit Ihrem Zephyr-Ritter nicht zu hoch, es könnten seine Flügel sich an dem Feuer der Sonne verbrennen und er das Schickal eines Wesens haben, welches mit

wächsernen Flügeln dem Himmel zueilte. Guten Abend!“ — und stürzte zur Thüre hinaus.

Die Geliebte meines Herzens hatte mich also getäuscht, ich sah mich betrogen, wo ich mich der Glücklichste wähnte. Zertrümmert waren alle meine Pläne für die rosigte Zukunft, das Fundament, worauf ich gebauet hatte, war zusammengestürzt, die Liebe meiner heißgeliebten Francelly war nicht das reine geläuterte Metall gewesen, was mir so glänzend entgegenstrahlte, falsches Gold also, und die reizende Unschuld war erborgter Schmuck einer Kokette. „O! Falschheit, dein Name ist Weib!“ rief ich in die dunkle Nacht hinaus, die mich auf dem Wege nach Hause umgab; ich durchirrte mehrere Straßen, und konnte mich immer noch nicht entschließen, in meine Wohnung zurückzukehren. Vom alten Dome herab tönte schon die schauerliche Mitternachtsstunde, während ich auf meinem Spaziergange alle Geister der Hölle herauf beschwor, um mit einem Heere von Teufeln gegen meinen Nebenbuhler in's Feld zu ziehen. Der Teufel der Eifersucht wüthete schrecklich in meinem tobenden Herzen; drei, vier Mal trieb mich meine Unruhe vor das Haus der Francelly, um zu sehen, ob vielleicht Licht in ihrem Zimmer, und sie schon heimgekehrt sei. Die feuchte Nachtlust war unvermögend, mich abzukühlen; wie ein unheilbringender Komet leuchtete mein glühendes Gesicht durch die Nacht. Noch einmal kehrte ich um, nach ihrem Fenster zu blicken, da begegnete ich — der Francelly, von ihrem Tänzer, dem glücklichen Hauptmann geführt. Hätte ich in diesem Augenblicke ein Mordgewehr in meiner Gewalt gehabt, so wäre es um den Helden geschehen gewesen, sein rauchendes Blut hätte die Flammen der Eifersucht gelöscht. Ich schlich ihnen zitternd nach. Als sie vor dem Hause der Francelly angelangt waren, und der Zephyr-Ritter die Hand seiner Gebieterin ergriff, sie zu küssen, erblickte ich bei dem Scheine der an der Hausthüre befestigten Laterne einen Drauring an des Hauptmanns Hand. Dieser Ring berechtigte meine Unternehmungen, und flößte mir neuen Muth ein. Der Hauptmann zog abermals jene Hand, die ich einst die meine wähnte, an seine Lippen, und die vielen Ringe an den Fingern betrachtend, rief er aus: „wie unendlich glücklich

das Schickal eines Wesens haben, welches mit

das Schickal eines Wesens haben, welches mit



wird der Besitz dieser schönen Hand einst den Auserwählten machen, der kleinste, der unbedeutendste Ring wird an ihr zum königlichen Schmucke, zur unbezahlbaren Kostbarkeit."

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo ich den längst gesuchten Streit finden konnte; dreist hinzutretend, wendete ich mich an den Verliebten mit den Worten: „wohl wahr, Herr Hauptmann, alle diese Ringe sind werthe Andenken, die in Ehren gehalten werden, und der kleinste, unbedeutendste von mir ist ihr mehr werth, als Ihnen der Plundermaring da am kleinen Finger!“ Zorn und Entsetzen sprühet das Auge des Nebenbuhlers. — „Elender! Wie können Sie wagen, mir so zu begegnen? Wer sind Sie? „Das will ich Ihnen Morgen Früh um 8 Uhr vor dem Steinthore im Tannenwäldchen entdecken, und Ihnen durch Pistolen zeigen, daß ich ein Recht habe, diese Hand vor den Versuchungen elender Wüstlinge zu schützen!“ — „Ich werde dort sein!“ rief der Hauptmann und eilte um die Ecke, sich unsern Blicken zu entziehen. — „Mein August, mein treuer Freund“ rief die Francelly, mir an die Brust sinkend, „hat ein so kleiner Scherz so grenzenloses Unglück angerichtet? O! mein Geliebter, wie konntest Du zweifeln, und glauben, ich sei Dir untreu! Nur einen Scherz hatte ich mir erlaubt, Dich ein wenig zu necken, wozu Dein spätes Erscheinen und des Hauptmanns Huldigungen mir behülflich waren. — Ich suchte eine Wonne darin, Dich einmal recht unglücklich zu sehen, um so mehr, da dies meiner Eitelkeit recht wohl that. Du entflohest, liebest mich voll Reue zurück, und als der Ball beendet, und mein treuer Begleiter verschwunden war, mußte ich den dargebotenen Arm des Hauptmanns wohl annehmen!“ — „Engel“ rief ich, mich leichter und wohler fühlend! — „Ist es wahr, hast Du mich nicht getäuscht? — O! wie konnte ich doch zweifeln! Jetzt geh' ich muthig dem Nichtswürdigen entgegen, denn Strafe muß dem Gatten, der solche Streiche ausübt, werden, das Recht steht bei mir, die Göttin des Glücks ist mir hold und die Göttin der Liebe soll mir lohnen!“ Einen Kuß auf die Lippen meiner Geliebten drückend, eilte ich neu beseligt nach Hause.

(Schluß folgt.)

## Bild und Brief.

Erzählung von F. Ludwig.



In einem anmuthigen Wäldchen unweit Rom saß auf einem weich bemosten Hügel, Franz, ein junger deutscher Maler, und schaute unverwandt nach der vor ihm liegenden, ihm so lieb und theuer gewordenen Stadt, die er so eben mit dem festen Vorsatz, nimmer wieder dahin zurück zu kehren, verlassen hatte. Obgleich er sich vorgenommen, auch nicht einen Blick nach dem schönen, stolzen Rom zurückzuwerfen, so saß er doch jetzt in ihrem Anblick versunken da, und der Wunsch umzukehren, und dort zu bleiben, erstieg immer mächtiger in seinem Herzen. Sich selbst unbewußt streckte Franz seine Arme nach der hohen Kuppel der Peterkirche aus, welche majestätisch und prächtig im Sonnenlicht funkelte, denn in ihrer Nähe stand ja der Pallast seiner einzigen theuren Geliebten, deren hoher Rang und deren Gleichgültigkeit ihm längst jede Hoffnung ihrer Gegenliebe genommen hatten, aber nicht die Wunden heilen konnten, die ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit seinem Herzen geschlagen hatte. Tief seufzend zog er ihr Bild aus dem Busen und indem er es mit wehmüthigem Lächeln betrachtete, schien es ganz seine Sinne zu fesseln, und ihn in die schönen noch hoffnungreichen Tage der Vergangenheit zurückzuführen.

Da trat ein hochgewachsener reich gekleideter Jüngling, der schon lange unbemerkt des Malers Treiben belauscht hatte, leise hinter denselben, um den Gegenstand näher zu sehen, welcher den schönen blondgelockten Jüngling in so selige Träume wiegte; aber kaum hatte er einen Blick auf das Bild in Franzens Hand geworfen, als er es mit einem Schrei des Staunens demselben entriß, pfeilschnell damit den Hügel hinabließ und in dem Gebüsch verschwand. Erschrocken fuhr Franz in die Höhe, warf Reisebündel, Hut und Stab von sich und eilte dem Räuber nach; doch sich besinnend, stand er plötzlich still, und langsam zu seinen Sachen zurückkehrend, sprach er, wie sich zur Beruhigung: „so fahre denn hin, du wunderliches Bild, welches Schmerz und Lust in mein einfaches Leben mischte! wohl that ich Unrecht, dich mitzunehmen, dich, dessen Anblick doch gleich einem Dolch die kaum verharschte Wunde schmerzlich wieder auf-

reißen würde in meinem Herzen, und so will ich denn in dem Raube nur die mächtige Hand der Vorsehung erblicken, die mich gnädig zu der Kraft meines Willens zurückführen will.“ Hierauf nahm er seine Sachen zusammen, und wollte eben, ohne sein Auge noch einmal nach den herrlichen Thürmen Roms zu wenden, den Hügel auf der andern Seite hinabsteigen, als er einen Brief auf dem schwellenden Polster des Mooses liegen sah. Neugierig bückte er sich darnach und besah ihn. Auf dem Siegel war ein mit einer Grafenkrone geziertes Wappen gedrückt, und er las diese mit männlich fester Hand geschriebene Aufschrift: „an Franziska Vallejo am Comersee.“

Seitdem Franz den Entschluß gefaßt hatte, Rom zu verlassen, trieb ihn seine Sehnsucht nach den blühenden Ufern des schönen Comersees, wo er Zerstreuung zu finden hoffte in der Arbeit seines Pinsels, der die lieblichen Gegenden dort auf die Leinwand zaubern sollte. Dies und der Name des Mädchens, der dem seinen so nah verwandt war, und den auch seine in der Kindheit verstorbene Schwester führte, bestimmten ihn den Brief einzustecken, und ihn an Franziska Vallejo abzugeben. In den Gedanken versenkt, ob der Brief dem Räuber seines Bildes entfallen sei, und daß er vielleicht von dem Mädchen jenes Namen und die Absicht des sonderbaren Räubers erfahren könnte, setzte er rüstigen Schritts seine Reise fort.

Unterdessen floh Graf Alberto mit seiner errun- genen Beute den Mauern Roms zu. Im Gasthofe angelangt, eilte er sogleich auf sein Zimmer, und hier erst betrachtete er mit freudfunkelnden Augen das geraubte Bild. „O Geliebte!“ rief Alberto nach einer Pause stillen Entzückens, „fern von Dir muß ich hier Dein himmlisches Bild finden, um mich an Deinen Reizen zu erlaben. Verbannet von Deinem schönen Antlitz, lächelt mich jetzt freundlicher als je Dein schönes Auge an. O, warum ist diese Kleidung nicht die Deine, warum deckt nur ein einfacher Strohhut die Fülle Deiner schwarzen Locken, warum prangt nur ein Blumenstraus an Deinem schönen Busen, während hier Dein Haar und Hals mit Perlen und köstlichen Edelsteinen geschmückt sind. Ach, Franziska, wärest Du doch meines Standes, so würdest Du mich

wieder lieben und der Segen meiner ahnenstolzen Eltern würde unserer Verbindung nicht fehlen.“

Diese Klagen unterbrach der Gastwirth, der unter vielen Verbeugungen herein und Alberto immer näher trat, da dieser, ohne auf ihn zu achten, die Augen auf dem geliebten Bilde fest hielt. Neugierig bog sich der Wirth nach dem zierlichen Gemälde, und es erkennend, sprach er schmunzelnd: „ha! ha, edler Graf! hat Euch die schöne Antonie auch an ihren Siegeswagen gespannt?“ „Wer ist diese Antonie?“ fragte Alberto rasch und bestimmt, schnell begreifend, wie dieses seiner Franziska Bild doch wohl nicht sein könne. „Sie ist,“ antwortete der Wirth, verwundert über diese Frage, doch sehr erfreut, erzählen zu können, „sie ist des reichen Marchese Doloso einzige Tochter,“ und an das Fenster tretend fuhr er fort: „seht, dort der vor allen übrigen Gebäuden durch seltene Pracht sich auszeichnende Pallast an der Ecke des Platzes ist der seinige, und obschon er und seine Tochter jetzt auf ihrer Villa wohnen, die nach der Meeresküste zu in einer romantischen Gegend liegt, so kommt das schöne Fräulein doch fast täglich zur Stadt gefahren, um eine kranke Freundin zu besuchen. Kennt Ihr sie nun wirklich nicht, edler Graf, so wollt' ich Euch wohlmeinend rathen, dies Wunderbild zu meiden, das alle Herzen mit Liebe zu ihm erfüllt, selbst aber bis jetzt kalt und ungerührt geblieben ist.“

Alberto hörte scheinbar gleichgültig auf die immer noch fortlaufende Erzählung des Wirths, und entließ endlich den Geschwägigen, als er so viel von ihm erfahren hatte, wo und wann er die schöne Marchese wohl sehen könne, fest überzeugt, daß ihr Anblick seinem Herzen nicht schaden würde, indem Franziska's, gewiß vollkommnere, Schönheit vorherrsche.

Tags darauf, als die fast unerträgliche Hitze vorüber war und der Abend mit seiner erquicklichen Kühle hereinbrach, eilte Alberto nach dem Wege, der zu Doloso's Villa führte und auf welchem Antonie aus der Stadt kommend nach derselben zurückkehren mußte. Voller Erwartung schritt er auf dem immer einsamer werdenden Wege langsam weiter, und hatte eben ein kleines Drangenwäldchen erreicht, dessen Blüthenduft der Abendwind weit umhertrug, als der Hufschlag rascher Pferde ihn aufmerksam machte. Schnell wandte er sich um, und sein scharfes Auge erkannte gar bald in dem

von vier stattlichen Rappen gezogenen offenen Wagen das himmlischschöne Bild seiner Franziska, mit zurückgeschlagenem Schleier im vollem Glanze ihrer Schönheit strahlend. Aber o Schrecken! ein Mann, der mit einigen Kameelen und Affen im Lande umherzog, begegnete jetzt eben dem Wagen Antoniens und die Pferde scheu gemacht durch die ihnen widerliche Gestalt der Kameele und die bunt gepuzten Affen, welche possierlich auf den Hökern umhersprangen, bäumten sich wild in die Höhe, und dem wunderlichen Zuge ausweichend, stürzten sie seitwärts einem jähen Abhange zu. Verzweiflungsvoll eilte Alberto den brausenden Rossen zuvor, und die Gefahr nicht achtend, fiel er ihnen mit jugendlicher Kraft und Gewandtheit in die Zügel. Endlich gelang es ihm, nahe an der schauerhaften Tiefe, sie zum Stehen zu bringen, doch in demselben Augenblick schleuderte der Wagen mit aller Gewalt gegen ein Felsstück und sank krachend zusammen. Kutscher und Bediente sprangen jetzt eilig herab, dem Grafen zu Hülfe eilend, und dieser trat nun in schöner Verwirrung an den Wagen, aus dem Antonie mit Hülfe ihrer Kammerfrau gestiegen war, und von dem gehabten Schrecken blaß und zitternd, mit himmlischer Freimüthigkeit ihm dankend entgegen trat. „Ich werde,“ sprach sie zu ihren Leuten, „bis zur Villa gehen, und Ihr, Signor,“ wandte sie sich mit sitzamer Freimüthigkeit zu Alberto, „werdet Eure Berettete nicht schutzlos lassen und sie dahin begleiten, wenn nicht dringende Geschäfte Euch zur Stadt zurückrufen, und meinem Vater das Vergnügen machen, Euch kennen zu lernen und Euch danken zu können.“ „D, nicht deshalb, schönes Fräulein!“ erwiderte Alberto sichtbar verlegen und bot ihr seinen Arm. „Ein Wort von Euch ist übergroßer Lohn für meine That, und ich nur bin Euch Dank schuldig für die mich hochbeglückende Verpflichtung.“

Unter höflichen Gesprächen gingen sie, von der Kammerfrau gefolgt, der nahen Villa zu, und Alberto bedurfte seiner ganzen Geistesgegenwart, um gefaßt genug zu bleiben, dieselben fortzusetzen, denn es war nicht nur eine große Aehnlichkeit, die Antonie mit Franziska hatte, sondern es schien sie selbst zu sein. Dasselbe blühende reizende Antlitz, dieselbe schlanke volle Gestalt, Anmuth und Grazie, erblickte er in veränderter Kleidung, er hörte dieselbe Stimme

und dies Wunder machte seine Sinne fast verwirrt; nur das, daß Antoniens Auge freundlicher auf ihn blickte, ihr Mund freundlicher mit ihm sprach, als je Franziska's, zeigte ihm die Möglichkeit, daß es doch wohl zwei so gleiche Wesen geben könne.

Im Gartensaal empfing sie der Marchese Doloso, eine hohe schöne Gestalt im kräftigsten Mannesalter, und als er von Antonien ihre Gefahr und die heldenmüthige That ihres Begleiters vernommen hatte, umarmte er den Grafen aufs Innigste und sein feuriger Dank bezeugte, wie so sehr und über alles er die theure Tochter liebe. Von dem gehabten Schrecken angegriffen, begab sich Antonie bald auf ihr Zimmer, und auch Alberto sehnte sich nach Ruhe, um sein vielfach aufgeregtes Gemüth zu beschwichtigen und sein Herz zu prüfen, das, ein Bild nur bergend, doch für zwei Wesen gleich liebend schlug; denn für Franziska sprach die längere Bekanntschaft und der ersten jugendlichen Liebe süßes Gefühl, für Antonien der gleiche Stand und ihre himmlische, Liebe versprechende Freundlichkeit. Er zog der letztern Bild hervor und es abwechselnd auf Herz und Lippen drückend, entschlief er endlich und liebliche Träume zeigten ihm das geliebte Antlitz, bald aus einem Strohhut schauend, bald ihn unter einem Perlenkranze anlächelnd.

Am folgenden Morgen beim Frühstück bat der Marchese mit herzlichen Worten und Antonie mit freundlichen Blicken den Grafen, ihnen heute noch seine Gesellschaft zu schenken und mit sichtbarer Freude willigte Alberto ein. Schnell und angenehm verging der schöne Tag, so daß Antonie sogar ihre kranke Freundin zu besuchen vergaß, und ehe der späte Abend sie trennte, mußte Alberto versprechen, noch eine ganze Woche in der Villa zu verweilen.

Tags darauf fand Alberto den Marchese allein im Gartensaal und hörte, daß Antonie, die Morgenstunden benutzend, zur Stadt gefahren sei und recht bald wieder zurückzukehren versprochen habe. Bald darauf riefen Geschäfte den Marchese hinaus, und einsam erging sich Alberto in den blühenden Gängen des Gartens, Antoniens zauberische Gegenwart schmerzlich vermissend. Endlich mußte ihm ihr Bild einigen Ersatz gewähren, und sich in eine schattige Laube verlierend, sank er, es sinnend betrachtend, auf eine Rasenbank. Hier überraschte ihn der Marchese, und das Bild erkennend, fragte

er, wie er zu diesem gekommen. „Ich fand es vor einigen Tagen auf einem einsamen Spaziergang,“ antwortete hocherröthend der Graf, der Schuld des Raubes sich bewußt. „So muß,“ fuhr lächelnd der Marchese fort, der die Macht der Reize seiner Tochter kannte, „ich wohl diesem Bilde, das Euch in unsere Nähe führte, die Rettung Antoniens danken? und wäre also dem jungen lebenswürdigen Franzesko hoch verpflichtet, daß er die ähnlichen Züge meiner Tochter doppelt, gewiß für sich selbst, malte.“ „So kennt Ihr den Eigenthümer?“ fragte Alberto rasch, in diesem den glücklichen Geliebten Antoniens vermuthend. „Wohl kenne ich ihn,“ erwiderte der Marchese, „es ist ein junger deutscher Maler, Franz Steine geheiß, der, wie alle ausgezeichneten Künstler, Zutritt in meinem Hause hatte. Doch nicht allein seine Talente und Wissenschaften, in denen er hoch erfahren war, sondern seine Lebenswürdigkeit, sein ritterlicher Sinn und Edelmuth gewann ihm gar bald meine Liebe und Achtung; doch diese und meiner Tochter Freundschaft genügten dem jugendlichen Herzen des Malers nicht; es entbrannte in glühender Liebe zu Antonien. Ihr Bild malte er auf meine Bitten für eine entfernte Verwandte, deren alleinige Erbin Antonie einst sein soll, und ich bemerkte, daß er es heimlich, ehe es fortgesandt wurde, noch einmal für sich darstellte, und sah mit innigem Bedauern, wie Franzesko's reiches, heiteres Gemüth, von Antoniens Reizen gefesselt und geblendet, immer mehr in Trübsinn und Schwermuth versank, bis endlich die Gleichgültigkeit meiner Tochter — die ich stets gewarnt hatte, ihr Herz zu bewahren, daß nicht Liebe zu einem Jünglinge, der nicht ihres Standes sei, in demselben wurzelte, weil nur großes, unvertilgbares Unglück ihr daraus erwachsen würde — und meine väterlichen Ermahnungen und Vorstellungen, daß er Rom auf eine Zeit lang oder besser auf immer verlassen möchte, da ihm doch nimmer Antoniens Liebe und Hand werden könne, ihn bestimmten, meinem Rathe zu folgen; und so mag er denn wohl, sich ermannend, den mächtigen Beschwörer der Erinnerung, jenes Bild von sich geworfen haben, um endlich wieder freien Herzens seinem schönen Berufe mit freudiger Lust nachhängen zu können.

Mit tiefgesenktem Blick hatte Alberto zugehört, beschämt, einem so edlen Jünglinge vielleicht sein

theuerstes geraubt zu haben und um das Gespräch von ihm abzuwenden, fragte er den Marchese, durch sein eignes Verhältniß aufmerksam gemacht, warum er, der doch Tugend und Kunst höher schätze, als Ahnen und Adel ohne Verdienst, so streng die Neigung seiner Tochter bestimmt habe, da doch Antonie leicht dadurch hätte unglücklich werden können. „Doch nie so, als wenn sie einer Liebe zu Franzesko oder einem andern Jünglinge seines Standes gefolgt wäre,“ versetzte der Marchese. „Ich selbst,“ fuhr er fort und eine trübe Erinnerung lockte Wolken auf seine freie Stirn, „habe es schmerzlich empfunden, beweint und gebüßt. In meiner Jugend liebte ich mit rasender Leidenschaft, gegen den Willen meines Vaters und meiner Verwandten, das schönste, edelste Mädchen, die Tochter eines kunstreichen aber armen Bildhauers. Antonie ist schön und lebenswürdig, doch bei weitem reizender und herrlicher erschien mir damals meine Giulia. Oft lag ich zu ihren Füßen und bat mit rührenden Worten mit ihre Hand am Altare zu reichen, aber standhaft verweigerte das edle Mädchen mit sichtbarem Kampfe ihres Herzens, das laut und einzig für mich schlug, meine Bitte, mit sanfter Ueberredung mir vorstellend, wie der Fluch meines Vaters unsere Verbindung nur höchst unglücklich machen würde. Da starb plötzlich mein Vater, und kaum war sein Leichnam zur Erde bestattet, als ich, unabhängig und frei zu meiner Giulia eilte und nicht eher mit den feurigsten Bitten und Beschwörungen nachließ, bis sie von ihrem Gefühl überwältigt, in meine Arme sank und feierlich gelobte meine Gattin zu werden.“

„Erlaßt mir, Graf Alberto, die Erzählung jener herrlichen Zeit, die nun folgte, wie Giulia mit mir zum Altar ging und ich mein junges Weib mit Triumph in meinen Pallast führte, wo die schönsten Tage in schuldloser Liebe verlebte, uns in freudiger Lust entschwanden.“

„Doch so wenig der Himmel über uns stets heiter bleibt, bleibt es auch unser Leben, und doppelt schrecklich ist es, wenn eigne Schuld dunkle Wolken heraufführt! seitdem ich rastlos nach Giulia, meinem theuersten Gute strebte, hatte der Ehrgeiz in meiner Brust geschwiegen, und würde lange, von der Liebe bewacht, geschlummert haben, wenn nicht ein mächtiger Ruf ihn erweckt hätte.“

„Von meinem Dheim aus Neapel erhielt ich einen Brief, in welchem er mir mit merklicher Freude vertraute, daß dem Könige meine vielseitigen Kenntnisse bekannt geworden und daß ich sehr bald eine Einladung, an den Hof zu kommen und den Antrag einer bedeutenden Ehrenstelle erhalten würde, und daß er hoffe, daß die Aussicht auf ein so glänzendes Glück mich wohl bestimmen würde, eine unwürdige Verbindung aufzulösen, die mich stets in die Einsamkeit verbanne und einem wohlthätigen Wirkungskreise entziehe. Entrüstet warf ich das Schreiben fort, doch trotz der Liebe zu meiner Gattin wollte das reizende Bild von Ehre, Ruhm und Glanz, welches vor meinen Sinnen gaukelte, nicht entweichen. Giulia's Scharfsinn bemerkte gar bald meine veränderte Stimmung und erfuhr zufällig die Ursach derselben. Ein leichter Schmerz zuckte über ihr schönes Antlitz, aber bald erheiterte es sich wieder und mit verdoppelter Zärtlichkeit suchte sie meinen Mißmuth zu verschuchen. Nach einigen Wochen brachte mir ein königlicher Bote den einer Seits gewünschten, anderen Seits gefürchteten Antrag und mit Bittern las ich die schmeichelhafte Einladung und die Bemerkung, wie die Herzogin von \*\*, eine Verwandte des Königs und Freundin meiner Mutter, nebst ihrer schönen Tochter sich meiner baldigen Ankunft erfreuten. — Als ich in Giulia's Zimmer trat und sie mir fragend entgegen kam, erschrak sie vor meinen blassen, zerstörten Zügen, und ihrer zauberischen Freundlichkeit gelang es nicht, mich sogleich von dem lockenden Blendwerke abzuziehen. — Am nächsten Morgen, als ich nach einer schlaflosen Nacht den Boten mit einer Antwort entlassen sollte und mit der Feder in der Hand zu keinem Entschluß kommen konnte, trat Giulia's Dienerin herein und überreichte mir schweigend einige Zeilen von meinem Weibe mit flüchtiger Hand geschrieben. Kaum hatte ich unter bangem Herzklopfen sie durchlesen, als ich, meiner Sinne fast beraubt, niedersank.“ —

„Meine edle Giulia schrieb, daß sie aus Liebe zu mir mich diese Nacht verlassen habe, um den Kampf zu enden, der mich zu zerstören drohe; ungehindert möchte ich nun die glänzende Bahn betreten, die sich mir öffne und nie sie aufsuchen, aber auch nicht vergessen; ihre frommen Gebete und Wünsche für mein Wohl würden täglich zum Throne

Gottes steigen und ihr Geist geduldig der Wiedervereinigung mit mir in jener Welt harren. Denkt Euch, Graf! meinen Schreck, meine tiefe Beschämung. Verzweiflungsvoll raffte ich mich auf und durchstreifte rastlos, die geliebte Entflohene suchend, die ganze Gegend, aber vergebens. Giulia schien von dem Erdboden verschwunden, und so reiste ich denn, dem stillen Aufenthalte meines kurzen Glückes fliehend, nach Neapel, wo ich weder Erfaß in der mir dargebotenen glänzenden Ehrenstelle, noch Zerstreung in dem Umgang mit der Herzogin und andern Familien fand.“

„So waren ungefähr drei Monate vergangen, als eines Tages Giulia's vertraute Kammerfrau zu mir ins Zimmer trat und mir einen Brief und ein leicht verhülltes Körbchen überreichte. O jene schmerzliche Minute! sie gab mir viel, raubte mir aber unendlich mehr! meine sterbende Gattin sandte mir unser Kind und bat mich durch verdoppelte Zärtlichkeit und Liebe, ihm die Mutter zu ersetzen. Jammernd drückte ich den letzten Willen meiner Giulia an mein blutendes Herz und meine Thränen verlöschten fast die schwankenden Züge ihrer zitternden Hand. O wie zog mich Trauer und Sehnsucht nach dem Orte, wo Giulia's edles Herz zum letzten Male geschlagen habe; wie so gern hätte ich bei ihrem Grabe meine wenigen Tage verleben mögen! aber die Dienerin war verschwunden und ein leises Weinen rief mich nach dem Korbe, aus welchem Antonie, die Augen eben aufschlagend, zu mir empor blickte.“ —

„In meinen Vaterfreuden vergaß ich bald alles um mich her, und der Schmerz um meine Gattin hatte längst meinen Ehrgeiz gebrochen, und so verließ ich denn das glänzende Neapel und begab mich nach Rom, wo ich still und eingezogen nur der Kunst, den Wissenschaften und der Erziehung meiner Tochter lebte. Antonie weiß die traurige Geschichte ihrer Eltern und die unglücklichen Folgen ihres verschiedenen Standes! Giulia war die edelste ihres Geschlechtes und auch ich zählte mich zu den besseren Menschen, und wären wir von gleichem Stande gewesen, so würden wir, trotz unseren Schwachheiten höchst glücklich gelebt haben, und weder mein Ehrgeiz, noch Giulia's leicht zu reizender Stolz, würde uns so schnell und auf immer getrennt haben.“

Hier unterbrach Antonie, die wie die Sonne hinter schwarzen Wolken plötzlich aus dem schattigen Gebüsch hervortrat, die lange Erzählung und scheuchte gar bald den Ernst von der Männer Stirnen.

Aus der Woche, die Alberto in der Villa zu bleiben versprochen hatte, wurde ein Monat. Bei stetem Beisammensein entfalteten sich immermehr Alberto's und Antoniens edle Herzen und die Liebe zog sie immer näher zusammen, bis endlich das stammelnde Geständniß ihrer Liebe sie zu dem Gipfel des Glücks führte, und der Marchese freudig seinen geliebten Kindern den väterlichen Segen gab. Alberto meldete nun seine Verlobung mit des Mar-

chese Doloso Tochter seinem Vater und erhielt von demselben die Einladung mit seiner Braut und ihrem Vater, indem er sich freue, einen Jugendbekannten wieder zu sehen, ihn auf seinem Schlosse am Comersee zu besuchen, weil Krankheit und Schwäche ihn nicht mehr lange zu leben hoffen ließen, und er vor seinem Tode doch noch die sehen möchte, die seines geliebten Sohnes Leben beglücken würde. Gern willigte der Marchese und Antonie in die Reise, und bald waren sie auf dem Wege nach Alberto's schöner Heimath.

(Schluß folgt.)

## Gedichte

von

**W u d w i g R e b a u.**

### I. Zum Eingang.

Mein Herz ist eine Rebe,  
Von Liedestrauben gebeugt,  
So lang' ich lieb' und lebe,  
Die Zahl der Trauben steigt.

Die Liebe ist die Kelter,  
Die keltert den Liedermost,  
Mein Lieb' ist wohlbestellter  
Mundschenk, so den Trank verkost't.

Mein Liederbuch ist der Keller,  
D'rin liegt der Liederwein:  
Ist's auch kein Muskateller,  
Soll's doch kein Gänsewein sein!

### II. Ermuthigung.

D gieb dem Leid nur seinen Zoll,  
Du Sangerherz, und sei voll Muth,  
Kein Lied noch ungehört verscholl,  
Das fromm entflammt aus Schmerzensgluth!  
Wohl ist das Lied der Seligkeit  
Ein hochwillkomm'ner Klang der Welt,  
Weil selten doch in Nacht und Streit  
Ein heller Strahl von oben fällt.  
Doch wenn dem Grab gestorb'ner Lust  
Ein sanft verhallend Lied entweht,  
Das ist ein Klang, den jede Brust  
Wie ihren eig'nen Schmerz versteht.

### III. Blumen, Sterne, Kindesaugen.

Blumen, Sterne, Kindesaugen,  
Meiner Seele Trost ihr seid,  
Laß't mir gold'ne Inseln tauchen  
Aus dem Meer entschwund'ner Zeit!  
Blumen, euer Dufte predigt  
Frohe Botschaft von dem Herrn,  
Und von Stolz und Wahn entledigt  
Wieder fromm ich beten lern'!  
Sterne, euer freundlich Leuchten  
Strahlt dem Pilger treu voran,  
Und die Hoffnung schaut mit feuchten  
Blicken freudig himmelan!  
Kindesaugen, Friedensquellen,  
Klar, von keinem Hauch getrübt,  
Macht das Herz mir berschwellen,  
Liebend, wie es einst geliebt!

### IV. Drei Wintertage.

1. Am Himmel steht die Sonne,  
Es flimmert der weiße Schnee,  
Es träumen von Fruhlingsswonne,  
Die Erlen dort am See.  
Und munter dort am Berge  
Ein Wandergeselle zieht,  
Wie eine einsame Lerche  
Singt er ein Wanderlied,  
Die Sonnenstrahlen, die rothen,  
Dort über'n Kirchhof geh'n,  
Es träumen die stillen Todten  
Vom frohen Aufersteh'n.  
Die Sonne sinkt hinunter,  
Doch, was auch kommen mag,  
Denk' stets ich Deiner Wunder,  
Du klarer Wintertag!

2. Wie ist die Welt so trübe,  
 Wie Wald und Flur so kalt,  
 Wie eine gestorbene Liebe,  
 Die jüngst noch heiß gewalt!  
 Und über die Felder schreitet  
 Der Dichter und jauchzt und singt,  
 Die Arme gen Himmel gebreitet,  
 Daß froh es wiederklingt.  
 Er lächelt, wie im Traume,  
 Sein Herz ward still und mild,  
 Weil in dem öden Raume  
 Er sich so heimisch fühlt.

3. Düst're Stürme wallen  
 Ueber'n Friedhof hin,  
 Kalte Flocken fallen,  
 Trübe Wolken zieh'n.  
 Dumpfe Klänge rollen  
 Schaurig himmelwärts,  
 Und es decken die Schollen  
 Ein verwaistes Herz.  
 Hat gekannt nur Leiden,  
 Stürme nur und Streit,  
 Winter war zum Scheiden  
 Ihm die rechte Zeit.

Würzburg im Januar 1852.

### Wann ich mein holdes Liebchen sah.

Wann ich mein holdes Liebchen sah  
 Blickt' rings um mich nur Freude,  
 Dann wünschte ich die Stunde nah,  
 Wo ganz allein wir Beide,  
 Wo ungestört die Herzen sich  
 Fest aneinander drücken  
 Und schöne Seelen inniglich  
 Aus treuen Augen blicken.

Wie lange hat ich das Geschick,  
 Jedoch es war vergebens,  
 Nie bot allein sich meinem Blick  
 Die Sonne meines Lebens,  
 Doch endlich, endlich ward erhört  
 Der Liebe brünstig Flehen,  
 Von kalten Blicken unbeschwert  
 Konnt' ich vor Liebchen stehen.

Ja, ich stand da, ich stand vor ihr,  
 Gleich wie aus Erz gegossen,  
 Wär' nicht das Blut gewaltig mir  
 In das Gesicht geschossen;  
 Raum wagt' ich schüchtern ihre Hand  
 Zu legen in die meine,  
 So schwach der kühne Sänger stand  
 Vor seinem Lieb alleine.

Rudolph Ruff.

## Feuilleton.

**Die Napoleoniden.** Als der große Kaiser nach einem sechsjährigen Exil auf St. Helena verschieden und seine Leiche in das einsame Felsengrab versenkt war, glaubte Niemand mehr daran, daß die Sippe des ruhmgekrönten Helden je noch einmal auf der Weltbühne auftreten werde. Der junge, hoffnungsvolle Herzog von Reichstadt, der Liebling Wiens, nährte zwar damals noch manche sanguinische Hoffnungen — sollte der Erbe des glorreichen Cäsars, der schon in der Wiege ein Königreich zum Angebinde erhielt, keine Zukunft vor sich haben? Allein als auch er (1832) das Opfer eines frühzeitigen Todes ward, sah die Familie der Napoleoniden mit diesem edlen Sproßling zugleich ihre letzten Aussichten zu Grabe tragen. Es schien damals, als wäre sie von jeder Anwartschaft auf irgend eine politische Rolle für alle Zukunft ausgeschieden, und die europäischen Völker und Höfe verschlossen ihr Gehör vor der Protestation, welche sie gegen die Geschichte unserer Tage erhoben. Sie ließen es zwar an Versuchen, zu Thron und Herrschaft wieder zu

gelangen, nie fehlen und namentlich war es Joseph, der einstmalige König von Spanien und Indien, der nach seinem Falle den Namen eines Grafen von Surville's angenommen hatte, der aus seinem amerikanischen Asyl durch öffentliche Erklärungen Frankreich mehrere Male an die Ansprüche erinnerte, die sein Haus auf den französischen Hof habe; die französische Restauration aber saß dem Anscheine nach damals so fest, daß sie den Aufrufen des ohnmächtigen Prätendenten an das Volk kaum einer Beachtung würdigte. Im Jahre 1830, als der französische Thron abermals vacant geworden war, eilte der Graf von Surville's über den Ocean herüber, um die erledigte Krone für seinen Neffen, den Herzog von Reichstadt, in Besitz zu nehmen, aber es war Louis Philippe, für den sich das Volk entschied, und Joseph Bonaparte kehrte getäuscht nach Amerika zurück, wo er 1844 starb. Die Tagesgeschichte hat zwar seither bald des einen, bald des andern Ankömmlings dieses historischen Stammes Erwähnung gethan, aber das größte Aufsehen

hat Louis Bonaparte, der gegenwärtige Präsident, im Jahre 1836 zu Straßburg und ein Paar Jahre später zu Boulogne erregt, als er, wie die damaligen Regierungsblätter Louis Philippe berichten, mit den Kleidern seines großen Onkels angethan, unter dem Vorgeben, er wäre der Kaiser, selbst die Bevölkerung zum Aufstande zu verlocken suchte. Namentlich war es am letzteren Orte, wo er mit großer Kühnheit auftrat. Die Garnison war bereits wankend gemacht, als ein Hauptmann, Namens Puygellier, der in dem fremden Gesichte die Züge des großen Kaisers nicht erkennen konnte, von Mißtrauen erfüllt, den Soldaten zurief, sie möchten ihrer Fahne treu bleiben. Da zieht Bonaparte ein Pistol von der Seite und will es auf den Hauptmann abfeuern. Er drückt ab und trifft einen gemeinen Soldaten, dem er die Kinnlade zerschmettert. Dieser unglückliche Schuß war für ihn entscheidend. Seine Begleiter wurden auf Puygellier's Commando gefangen genommen, er selbst erreichte zwar noch das Meer, ward aber eingeholt und von der Pairskammer zu lebenslänglicher Haft verurtheilt.

Das Glück hat sich jedoch nie völlig von ihm abgewendet. Kaum daß er einige Jahre auf dem Schlosse Ham zugebracht, fand er Gelegenheit, zu entweichen. Er rettete sich damals nach England, wo er sich bis zum Ausbruche der Februar-Revolution aufhielt. Er lebte dort nicht unthätig, und bereitete sich, ehrgeizig wie er ist, unaufhörlich auf die große politische Rolle vor, die er einst noch zu spielen sich berufen schien. Sobald er den Sturz Louis Philipp's vernommen, eilte er nach dem sturmbelegten Paris, trat sodann als Candidat in den Wahlen auf und kam endlich in die Nationalversammlung, um später noch zu höheren Würden empor zu steigen. —

Napoleon Ludwig Carl Bonaparte, geb. zu Paris am 20. April 1808, ist der Sohn des ehemaligen Königs von Holland, Ludwig Napoleon Bonaparte (gest. 25. Juli 1846) und die Königin Hortensia, Tochter des Generals Grafen von Beauharnois und der nachmaligen Kaiserin Josephine, somit Nefte und Stiefenkel Napoleons, der, mit der Kaiserin Marie Louise von Oesterreich, auch seine Taufpather gewesen (er wurde nämlich erst am 4. Nov. 1810 vom Cardinal Fesch getauft, führte den Namen Ludwig bis 1831, wo er nach dem Tode seines Bruders, des vormaligen Großherzogs von Berg, den Namen Napoleon annahm, zu Folge einer Anordnung des Kaisers, wonach stets das älteste männliche Glied der kaiserlichen Familie ihn führen sollte. Mit dem Herzoge von Leuchtenburg, dem Schwieger-

sohne des Kaisers Nicolaus, hat er die Kaiserin Josephine zur Großmutter. Der Letzteren kinderlose Ehe mit Napoleon ließen diesen in Louis Napoleon und dessen älteren Bruder mit besonderer Zuneigung die Erben seiner Macht und seiner Pläne erblicken. Die Geburt des Königs von Rom änderte wenigstens nichts in der Zuneigung. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, hatte er den jungen Prinzen auf dem Marsfelde an seiner Seite, der ihm später auch folgen wollte — und sollte.

**Staubsturm.** Burton giebt in seinem Buche über „Scinda, oder das unglückliche Thal,“ eine merkwürdige Schilderung eines Staubsturmes in diesem Lande. Wenn man Morgens aufwacht, ist der Himmel finster, die Luft schwarz, der Wind tobt in einzelnen Stößen über den Boden und eine thurmähnliche Staubsäule mit pulverisirtem Schlamm vermischt, wälzt sich vom Gebirge herab. Der Sturm wächst jeden Augenblick, und Stoß auf Stoß rast über die Hausdächer hin. Jedes Verschließen der Oeffnungen am Haus ist vergeblich, in wenigen Augenblicken ist man mitten im Zimmer am ganzen Körper mit Staub bedeckt, die Haare sind wie gepudert, die Augen sind, als ob man Hände voll Mehl in sie geworfen hätte, man niest wie ein Schulknabe, welcher die erste Prise Schnupftabak genommen hat. Wollte man diese Bemerkungen niederschreiben, so würde, ehe man eine Seite anfüllt, das Papier mit einem Kuchen vom indischen Staub bedeckt sein. Die Feder versagt den Dienst, weil in ihr sich sogleich ein Klumpen zu Roth gewordener Tinte festsetzt, und alle Versuche, einen Buchstaben zu bilden, zu nichte macht. Erst mit der untergehenden Sonne nimmt dieses Unwesen ein Ende, und trotz aller Waschungen legt man sich mit feinem Sand bedeckt zu Bett. Einem Europäer ist es natürlich unmöglich, in dieser Verfassung zu schlafen.

**Warum die Pilze gerade so geformt sein müssen, wie sie sind, —** erklärt ein geistreicher Gelehrter dadurch, daß die Pilze während des Regens aufschließen und daß sie deshalb in der Form eines Parapluies wachsen müssen.

**In der Dordogne** wurde der Leichnam eines alten Mannes gefunden, der sich ertränkt hatte, weil es ihm mit dem Reichwerden so langsam vorwärts ging. Er hatte einen Sack, von Thalern gefüllt, um den Hals hängen, die eine Summe von 2000 Franken ausmachten.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.